

meinsam dienten. Sie würden unrecht tun, wenn Sie einen Augenblick daran zweifelten.“

Nun muß Bernadotte doch nachgeben.

Er soll die Ionischen Inseln übernehmen, die bisher in venezianischem Besitz waren. Ein verlorener Posten, dahinten an der Schwelle der Türkei. Immerhin, ein selbständiges Kommando.

Und so willigt Bernadotte ein. Er wartet nur noch auf nähere Instruktionen.

## SECHSTES KAPITEL

### *Gesandter am Wiener Hof*

Er wartet – vergebens.

Denn da tritt ein Ereignis ein, das über Nacht alle Dispositionen umwirft.

Seit August 1797 war Napoleons ältester Bruder Joseph Bonaparte Gesandter der französischen Republik beim päpstlichen Stuhl. Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Kirchenstaat hatten in den letzten Monaten einen ziemlich unfreundlichen Charakter angenommen, da Pius VI. sich weigerte, die neue zisalpinische Republik anzuerkennen.

Am 27. Dezember kam es in Rom in der Nähe des Gebäudes der französischen Botschaft zu einem Aufstand, der innerpolitische Ursache hatte. Die Demonstranten wurden von den päpstlichen Sbirren verfolgt. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, flüchteten sie in den Hof der Gesandtschaft. Die Polizei drang in den Hof ein und suchte die Flüchtlinge festzunehmen. Joseph Bonaparte eilte, gefolgt von seinem Adjutanten, den Generalen Duphot und Sherlock und seinem übrigen Gefolge herbei, um die Polizisten auf die Folgen einer

Verletzung des Völkerrechts aufmerksam zu machen. Im Verlaufe dieses Wortwechsels wurde General Duphot, der sich mit jugendlichem Feuereifer in die Sache eingemischt hatte, von den nicht minder erregten Sbirren getötet. Die Leiche wurde sofort verstümmelt und ausgeraubt, und nur mit Mühe konnten die Franzosen den Leichnam dem rasenden Pöbel entreißen und in Sicherheit bringen.

Bei dem damaligen umständlichen Kurierverkehr gelangte die Nachricht von diesem Zwischenfall erst am 11. Januar zur Kenntnis der Regierung. Joseph Bonaparte hatte bereits am nächsten Tag Rom verlassen; die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten waren abgebrochen. Der bisherige Oberkommandierende in Italien, General Berthier, wurde mit der Führung einer Strafexpedition gegen den Kirchenstaat beauftragt.

Bernadotte war noch nicht nach den Ionischen Inseln abgereist. Jetzt eilte er nach Mailand, um sich mit Berthier über die plötzlich veränderte Lage auszusprechen. Immer noch hoffte er, das Oberkommando in Italien zu bekommen. Der Augenblick war günstig, denn er konnte immerhin damit rechnen, wenigstens diesen Posten vorübergehend als Berthiers Stellvertreter zu bekleiden.

Aber da erreichte ihn fast gleichzeitig die Mitteilung von seiner Ernennung zum Gesandten der französischen Republik in Wien. Gesandter – er? Ein Mann, der bisher nur Soldat gewesen war, von Diplomatie aber keine Ahnung hatte! Und noch dazu auf dem verantwortungsvollen schwierigen Wiener Posten, der einen abgeklärten vornehmen Weltmann verlangte, nicht aber einen jugendlichen Haudegen ohne die erforderliche Vorbildung.

Dazu der Zwischenfall in Rom – fürwahr keine allzu angenehme Aussicht. Was sollte er überhaupt als Gesandter? Er konnte doch nur eine klägliche Rolle spielen, sich blamieren und lächerlich machen. Aber – man wollte ihn ja nur auf ein

totes Gleis abschieben, kaltstellen. Und er sah im Hintergrund die dämonische Gestalt Bonapartes, der ihn als Marionette behandelte.

Nein, nach Wien geht er nicht. Er will ein Kommando haben.

Berthier beruhigt, beschwichtigt. Kitzelt den Ehrgeizigen, indem er ihn auf die hohe Ehre hinweist, die ihm durch die Berufung auf diesen bedeutsamsten Auslandsposten der Republik zuteil wurde, und erinnert an die mannigfaltigen Vorteile, die ihm daraus für die Zukunft erwachsen.

Und er redet so lange auf ihn ein, bis Bernadotte sich überzeugen läßt. Dann setzt er sich hin und teilt dem Direktorium mit, daß er den Posten antritt. Natürlich kann er das nicht ohne Theaterpathos sagen: „Die erste Tugend des Soldaten, der Gehorsam, erlaubt mir nicht, lange zu überlegen. Aber ich fürchte in der Diplomatie mehr Hindernisse zu finden als im militärischen Beruf.“

Seit Jahren waren die diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Paris abgebrochen. Der deutsche Kaiser hatte die französische Republik nicht anerkannt, und es bestand zwischen den beiden Staaten ein ähnliches Verhältnis wie heute zwischen der russischen Sowjetunion und den Mächten, die sich mit der Neuordnung der Dinge in Rußland nicht einverstanden erklärt haben. Man führte mit Frankreich wohl Krieg und schloß Friedensverträge, aber im übrigen nahm man keine Notiz voneinander. Für Paris war Wien die Hochburg der monarchistischen Reaktion, und am Ballhausplatz fürchtete man die Infizierung mit der Pest der revolutionären Ideen, die das Chaos in Westeuropa hervorgerufen hatte und die auf den ganzen Kontinent überzugreifen drohte.

Nach dem Friedensschluß, der endlich reinen Tisch zwischen Frankreich und Österreich schaffte, mußten wohl oder übel auch die gegenseitigen diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen werden.

Daß Bonaparte für diesen Posten aber ausgerechnet einen

Mann vorschlug, der weder gelernter Diplomat war, noch sonst in Wien auf freundlichen Empfang rechnen konnte – hatte er doch noch vor Jahresfrist als Feind gegen Österreich im Felde gestanden und dem Kaiser Friaul und Istrien entzogen –, war vielleicht das Ergebnis bestimmter Berechnungen und Hintergedanken. Dem Direktorium gegenüber motivierte er seine Wahl: „Man muß ihn (Bernadotte) in diese Laufbahn hineinwerfen, ihm den ersten Posten geben, um den Österreichern zu imponieren, als äußeren Feinden, indem man sie zwingt, einen Soldaten der Republik anzunehmen, und als inneren Feinden, die die Diplomatie für das Vorrecht des Adels halten, indem man einen Bürgerlichen ausgerechnet dorthin schickt, wo man am meisten auf Standesvorurteile gibt!“

Die Ernennung Bernadottes zum Gesandten in Wien war also von vornherein als eine Herausforderung gedacht, die eine im höchsten Grade ungünstige Atmosphäre zwischen den beiden Ländern schaffen mußte.

Hals über Kopf mußte Bernadotte abreisen; das übrige Gesandtschaftspersonal sollte nachfolgen. Man ließ sich nicht einmal Zeit, ihm ordnungsgemäße Diplomatenvässe auszustellen, noch, was ein Gebot internationaler Höflichkeit war, sich erst in Wien zu vergewissern, ob die Person Bernadottes dem Kaiserhofe auch genehm sei. Es ging alles in solcher Eile und Hast, daß die österreichischen Minister die Ernennung Bernadottes erst erfuhren, als dieser schon in Wien eingetroffen war.

Er selbst zählte 34 Jahre, sein ältester Adjutant war gerade 25! Und diese jungen unerfahrenen Leute, die bisher nur mit derben Soldaten zu tun hatten, sollten sich jetzt nach der strengen Etikette der Wiener Hofburg richten und in den Salons des österreichischen Hochadels verkehren.

Dabei ließ es Bernadotte entschieden an dem nötigen Takt fehlen. Er verstand es nicht, sich die Sympathien des leitenden

Ministers Thugut zu gewinnen, noch sich sonst beliebt zu machen. Im Gegenteil! Sein herbes, herausforderndes und unhöfliches Verhalten, das den Kasernenhof und die Unteroffiziersmesse nicht verleugnen konnte, verschaffte ihm bald eine Menge Feinde. Er war so ungeschickt, daß er den Erzherzog Karl, den beliebtesten Mann in ganz Wien, öffentlich beleidigte. Seine Adjutanten und Sekretäre benahmen sich nicht minder rüpelhaft, spotteten in aller Öffentlichkeit über die etwas altfränkischen Wiener Sitten, hingen die wilden Republikaner heraus und versuchten die Ideen der Freiheit und Gleichheit ins Volk zu tragen. Diese marxistische Propaganda, die sich auch heute noch kein Staat von dem beglaubigten Vertreter einer fremden Macht gefallen ließe, erregte ebenso Anstoß wie Bernadottes Kritik an dem Hofalmanach, der Ludwig XVIII. als König von Frankreich weiterführte. Kurz, Bernadotte tat in seiner Unerfahrenheit so ziemlich alles, um sich in Wien unbeliebt und unmöglich zu machen.

Bereits nach wenigen Wochen dämmerte ihm selbst die Erkenntnis, daß er dem ihm anvertrauten Posten nicht gewachsen war, und ersuchte das Direktorium um seine Abberufung. Er habe seine Aufgabe erfüllt, so schrieb er schon am 12. April 1798 an Talleyrand, und ersuche nun um Wiedereinstellung im Heer. Seinem Freund General Ernouf schüttete er noch offener sein Herz aus: „Ich verschweige dir nicht, daß ich weit lieber Obergeneral in Italien als hier Gesandter wäre. Du weißt doch, daß die Regierung mich als Ersatz für Berthier bestimmt hatte . . . Was soll ich denn hier mit einer Regierung anfangen, die ihren Haß gegen uns nicht verbirgt? Und welches Vertrauen kann man zu einem schwachen Herrscher haben, der bald von der kriegerischen Hofpartei, bald von einer Friedenspartei beherrscht wird.“ Und schließlich das offene Geständnis: „Ich eigne mich nicht für die diplomatische Laufbahn.“

Dabei kam der Wiener Hof dem Gesandten der Republik

keineswegs unfreundlich entgegen. Kaiser Franz und seine Gemahlin Maria Theresia von Neapel, eine Nichte Marie Antoinettes, empfingen Bernadotte mit äußerster Liebenswürdigkeit, nur verstand er es nicht, in dem ihm ungewohnten Milieu den richtigen Ton zu finden. Er kam sich fremd und ungemütlich in dieser gedämpften Atmosphäre des Parketts und der Spiegelsäle vor, in dieser Welt der Verstellungen und Intrigen – viel wohler fühlte er sich in der rauhen, aber ehrlichen und geraden Umwelt des Soldaten, im Feldquartier, beim Donner der Kanonen.

Und so beging er in seiner Unkenntnis einen Fehler nach dem andern.

In einem Palais des Fürsten Karl Liechtenstein in der Wallnerstraße, in nächster Nähe der Hofburg, hatte Bernadotte geeignete Räume für die französische Gesandtschaft gemietet. Um diese äußerlich kenntlich zu machen, beauftragte er einen Maler mit der Anfertigung eines Wappenschildes, das die Freiheitsgöttin mit Pike und Jakobinermütze darstellen sollte. Diese öffentliche Zurschaustellung der revolutionären Symbole erregte den Anstoß der Polizei. Man ließ sich also den Maler kommen, drückte ihm unterschiedliche Gulden in die Hand und gab ihm den Wink, die Fertigstellung des Wappens möglichst lange hinauszuschieben. Dieses Wappen stellte, dem Geschmack der Zeit entsprechend, die Göttin der Republik in der Gestalt einer Frau dar, die sich mit der linken Hand auf das Likatorenbündel stützt, während sie in der rechten eine Pike mit der Jakobinermütze hielt.

Dieses Symbol der republikanischen Freiheit, en style Directoire, wurde von dem polizeilicherseits unterrichteten Maler endlich so schlecht ausgeführt, daß man es eher für eine Karikatur als für ein offizielles Staatswappen halten konnte. Bernadotte war entsetzt, als er das Bild sah. Die Wiener Künstler sind Stümper und Tyrannenknechte und als solche unfähig, die hohe Göttin der Freiheit und Gleichheit zu malen, diese Aufgabe ist nur eines Franzosen würdig, polterte er.

Also mußte ein neues Wappenschild in Paris bestellt werden. Um aber bis dahin das Gebäude der französischen Gesandtschaft als solches äußerlich zu kennzeichnen, befahl Bernadotte, vorläufig die französische Flagge zu hissen.

Daß der Vertreter einer fremden Nation seine Landesfarben zeigte, war ein Ereignis, das die guten Wiener noch nicht erlebt hatten. Und der als erster dieses Recht für sich in Anspruch nahm, war ausgerechnet Vertreter der Revolution, Gesandter der französischen Republik, dessen Anwesenheit man ohnedies nur als eine beleidigende Herausforderung empfand. Die Farben, in deren Zeichen man die Erzherzogin Marie Antoinette auf das Schafott geschleppt hatte, die in der ganzen Welt als das Symbol der Anarchie, des Umsturzes und der Empörung gegen Gesetz und Ordnung galten, die in jedem monarchistischen Staat dieselbe Wirkung hervorriefen wie das rote Tuch des Picadors auf den Stier in der Arena, sie sollten jetzt vom Balkon eines Hauses wehen, das der Hofburg gerade gegenüberlag, das der Kaiser vom Fenster seines Arbeitszimmers aus sehen konnte!

Es war zum mindesten eine grobe Taktlosigkeit, die der Gesandte der französischen Republik in völliger Unkenntnis diplomatischer Gepflogenheiten auf eigene Verantwortung beging, denn es geschah ohne Wissen und Billigung seiner Regierung, deren Außenminister, der gewandte Talleyrand, eine solche Entgleisung gewiß niemals gutgeheißen hätte.

Aber nun war das Unerhörte schon geschehen. Am 13. April, zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, hing auf einmal die Fahne der Republik vom Balkon der französischen Gesandtschaft herab.

Die wenigen Fußgänger, die um diese Zeit durch die Wallnerstraße kamen, achteten anfangs nicht darauf. Aber plötzlich blieben einige Bummler stehen, erblickten das dreifarbige Tuch, hielten die Vorübergehenden an und verliehen ihrer vaterländischen Entrüstung beredten Ausdruck. „Sö, Herr Nach-

bar, da bleibens emol stehn und schaugens danüber, wos da zum Fenster raushängt. Hams es g'sehn? Na, was sagens dazu? A söttene Gmeinheit von denen Herren Franzosn! Glel sollet ma naufsteign un den Fetzn runter reißen. Dös sag i Ehna.“ Natürlich blieb der Nachbar stehen und geriet ebenfalls in hellen vaterländischen Zorn. Ein dritter und vierter gesellten sich dazu, es bildete sich eine Gruppe, von allen Seiten liefen Neugierige herbei, und bald war der Platz vor dem Gesandtschaftsgebäude schwarz von Menschen. Es war für die guten Wiener auch ein seltsames Schauspiel: zum erstenmal bekamen sie die neue Fahne der französischen Republik zu sehen, die das alte vornehme Symbol des Königtums, die drei goldenen Lilien im weißen Felde, abgelöst hatte.

Die bauschte sich stolz im Frühlingswind vom Balkon eines Wiener Palais. Vor Jahresfrist hatte diese Trikolore aus den Gefilden Italiens ihren Siegeszug durch Istrien und die Steiermark bis vor die Tore Wiens angetreten. Der Hof hatte bereits die Koffer gepackt und war im Begriff, vor den Franzosen nach Linz zu fliehen, während gleichzeitig in der gesamten Habsburger Monarchie Freiwilligenverbände zum letzten Kampf gegen die französischen Eindringlinge aufgeboten wurden. Diese Volkserhebung, die in allen Gegenden und Ständen begeisterten Widerhall gefunden und das ganze Volk zu den Waffen gerufen hatte, jährte sich in wenigen Tagen und sollte von der Wiener Bevölkerung besonders gefeiert werden.

Das jährte sich in wenigen Tagen, und die erste Wiederkehr dieses Tages der Befreiung der Kaiserstadt durch den Vorfrieden von Leoben wollten die lebensfrohen Donauphäaken festlich begehen. Doch da mußte just am Vorabend dieses Festes wie zum Hohn diese verhaßte Trikolore wehen, als betrachteten die Franzosen Wien schon als eroberte Stadt.

Die Stimmung der Menge, die sich auf dem engen Platz zwischen Herrngasse und Wallnerstraße zusammenballte, war alles andere als franzosenfreundlich. Die Polizei hatte die größte

Mühe, die aufgeregten Menschen vom Sturm auf das Gesandtschaftsgebäude zurückzuhalten. Da bahnt ein Wagen sich langsam einen Weg durch die nur widerwillig zurückweichende Masse. Der Polizeidirektor von der Leyen fährt am Portal unter der Trikolore vor. Gleich darauf kommt ein Offizier mit Degen, Federbusch und Schärpe vorgeritten – ein Adjutant des Stadtkommandanten.

„Die wern's dene Franzosen scho sagn, daß es ihrn Fetzn verschwindn lassn“, sagen sich die Leute und warten gespannt auf dieses Ereignis. Gespannt sind die Augen aller auf die Fenster im ersten Stock des Gesandtschaftsgebäudes gerichtet. Jeden Augenblick muß ein Diener auf den Balkon treten und das anstößige Tuch einholen.

Aber Minute um Minute vergeht, ohne daß etwas geschieht. Die Fenster bleiben geschlossen, kein Mensch läßt sich sehen.

Der Polizeidirektor und der Adjutant verlassen das Gebäude.

Vergebens haben sie den Gesandten gebeten, die Fahne zu entfernen, die das Mißfallen des Volkes erregt.

Bernadotte war taub gegen alle Vorstellungen. „Die Fahne bleibt hängen, Monsieur, und wenn ich sie mit dem Degen in der Faust verteidigen müßte!“ erwiderte er hochfahrend. Und er begleitete den Polizeidirektor persönlich bis auf die Straße, ging, zum Zeichen, daß er sich nicht fürchte, vor dem Hause auf und ab und forderte die Menge selbst auf, sich zurückzuziehen.

Ob das Volk den Gesandten erkannt und seine in französischer Sprache gesprochenen Worte verstanden hat, erscheint fraglich; jedenfalls wuchs die Erregung der Masse. Und als diese Kundgebung ohne Eindruck auf die Franzosen blieb, ging man zur Tat über.

Steine prasselten gegen die Fenster, und klirrend zersplitterten die Scheiben unter dem tausendstimmigen Beifallsgeuldes Volkes. „Reißt's den Fetzn runter!“ erscholl es von allen Seiten. Da kletterte, gestützt auf die Schultern der Umstehenden,



Désirée Bernadotte, geborene Clary  
Stich nach dem Gemälde von Baron François Gérard (um 1810)

ein junger Bursche – die einen sagen, es wäre ein Schornsteinfegerlehrling gewesen, die andern ein Kellner –, an den Barockverzierungen des Portals hinauf, ergriff das Fahnentuch und riß es herunter.

Das war das Zeichen zum Sturm auf die Gesandtschaft. Mit Stangen, die man von einem nahen Neubau holte, wurde das verriegelte Tor erbrochen, die Masse drang in das Gebäude und suchte die Treppe zu ersteigen. Doch oben hatte sich Bernadotte mit seinem Personal hinter rasch herbeigeschleppten Stühlen und Tischen verschanzt. Durch Pistolenschüsse, die sie gegen die Decke abfeuerten, gelang es, das Volk von der Erstürmung der Gesandtschaftsräume abzuhalten.

Dafür ließ die erbitterte Menge ihre Wut an den Gegenständen in den Zimmern des Erdgeschosses aus, obwohl diese gar nicht zur Gesandtschaft gehörten. Was man hier an Einrichtungsgegenständen fand, wurde im Glauben, es handle sich um Bernadottes Privateigentum, zerschlagen. Zum Schluß kamen auch noch die im Hof stehenden Wagen an die Reihe.

Da nicht alle am Sturm auf die französische Gesandtschaft teilnehmen konnten – man schätzte die Menge, die sich auf der Straße zusammengerottet hatte, auf einige tausend Menschen –, schlossen sich die andern dem Zug an, an dessen Spitze die erbeutete Trikolore durch die Straßen getragen wurde. Unterwegs begegnete ihnen der Wagen des Fürsten Colloredo, der von fackeltragenden Dienern begleitet wurde. Die Demonstranten entrissen den Lakaien die Fackeln und verbrannten damit die erbeutete Fahne. Die letzten schon halbverkohlten Reste wurden dann unter lauten Verwünschungen durch die Straße bis zur Hofburg geschleift und dort dem wachhabenden Offizier übergeben.

Inzwischen war eine Abteilung Kavallerie in der Wallnerstraße erschienen und hatte ohne Schwierigkeit die Demonstranten vertrieben. Zum Schutze der Franzosen wurde das

Gebäude von Militär besetzt; die Nacht verlief jedoch ohne weiteren Zwischenfall.

Durch sein unkluges Verhalten hatte Bernadotte eine Lage heraufbeschworen, die nur zu leicht erneut zu einem Bruch zwischen Frankreich und Österreich führen konnte.

Die der französischen Flagge angetane Beschimpfung hatte ihn vollends aus dem Gleichgewicht gebracht. Noch am selben Abend setzte er den Minister Thugut von dem Vorfall in Kenntnis, verlangte das Eingreifen des Militärs und bat um seine Pässe, falls die Regierung die Fahne nicht an seinem Hause anbringen wolle.

Auf diese erste Note folgte kurz darauf eine zweite; Bernadotte, der seine Nerven völlig verloren hatte, verlangte jetzt die sofortige Aushändigung seiner Pässe. Thugut entschuldigte sich, so gut er konnte, und versprach strenge Bestrafung der Schuldigen. Über die Wiederanbringung der französischen Fahne äußerte er sich vorsichtshalber nicht. Dieses Schreiben wurde Bernadotte von dem für Paris vorgesehenen österreichischen Gesandten Freiherrn von Degelmann überreicht, der den Franzosen gleichfalls zu beruhigen suchte.

Aber mit Bernadotte war nichts anzufangen. Am andern Morgen schickte er seinen Adjutanten Gérard in die Hofburg, um Beschwerde beim Kaiser zu erheben. Unerhört! Thugut hatte ihn ganze drei Stunden auf Antwort auf sein dringendes Schreiben warten lassen! Eine neue Herausforderung und Beleidigung des Gesandten der französischen Republik!

„Ich bin überzeugt, daß Eure Majestät über den Vorfall entrüstet sind, und hoffe, daß eine gerechte Genugtuung dem Direktorium beweisen wird, daß Eurer Majestät Wünsche für die Erhaltung eines guten Einverständnisses zwischen unseren Völkern wirklich aufrichtig gemeint sind“, hieß es in Bernadottes Brief. Auch das klang ziemlich herausfordernd.

Kaiser Franz konnte im Augenblick nichts ungelegener kommen als ein erneuter Bruch mit Frankreich. Österreich

hatte seit vier Jahren fast ununterbrochen Krieg mit der Republik geführt und dabei schwere Verluste erlitten. Der Staat bedurfte erst mehrere Jahre innerer Ruhe und Erholung, um sich zu einem neuen Waffengang mit Frankreich vorzubereiten.

Sofort schickte Kaiser Franz seinen Hausminister Fürst Colloredo mit einem allerhöchsten Handschreiben zu Bernadotte, um ihn zu besänftigen. Doch der Gesandte blieb hartnäckig und beharrte auf der Aushändigung seiner Pässe. Der Innenminister Graf Saurau und Freiherr von Degelmann versprachen volle Genugtuung, aber Bernadotte bestand auf der Wiederanbringung der Fahne. Dieses Verlangen wurde jedoch mit der Begründung abgewiesen, daß in dem Abkommen über die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zu Frankreich dieser Punkt keineswegs vorgesehen sei. Auch der Hinweis darauf, daß keine einzige der übrigen diplomatischen Vertretungen in Wien bisher ihre Nationalfarben gezeigt habe, konnte Bernadotte nicht umstimmen. Nun riß auch den gutmütigen Wienern die Geduld. Der Gesandte erhielt die gewünschten Pässe, und am 15. April verließ Bernadotte mit seinem Personal unter starkem militärischem Schutz die Kaiserstadt.

In Rastatt, wo er am 23. eintraf, tagte der allgemeine Friedenskongreß, der sich nun auch mit dem Wiener Zwischenfall beschäftigen und ihn beilegen sollte.

Bernadotte hatte dem Direktorium eine einseitige und stark übertriebene Schilderung der Angelegenheit gegeben. Unterwegs hatte er von Wels aus an die Regierung geschrieben: „Diese Bösewichter haben den Plan gefaßt, die französische Gesandtschaft zu ermorden und unsere Köpfe auf Piken durch die Straßen zu tragen. Der ebenso feige als barbarische Russe [gemeint ist der russische Gesandte Graf Rasumowski] konnte während des Tages weder sein Verlangen noch seine Hoffnung verbergen. Der schurkische, nichtswürdige Thugut, der unter der Last seiner Verbrechen und Jahre einherschreitet, erwartete jeden Augenblick, daß man ihm die Nachricht brächte, wir

hätten aufgehört zu leben! Der englische Gesandte [Lord Auckland] mißt sich selbst den Ruhm dieses Tages bei und macht denen, die die Ausführung übernahmen, den Vorwurf, daß sie sich mit einem halben Erfolg begnügt hätten. Es war die Absicht dieser drei Tiger, daß wir erwürgt worden wären.“

Mag sein, daß diese Herren ihre Schadenfreude über den Fall etwas gar zu offen merken ließen, denn sie standen mit ihrem Kollegen Bernadotte nicht gerade auf allzu freundschaftlichem Fuße. Der neue französische Gesandte erfreute sich in den Kreisen des Wiener diplomatischen Korps keiner besonderen Sympathien. Der englische und russische Gesandte, die beide alte erfahrene Diplomaten waren, hatten bald gemerkt, daß Bernadotte sie in sehr plumper und ungeschickter Weise über die politischen Ziele ihrer Regierungen aushorchen wollte, und zeigten ihm daher die kalte Schulter. Auch in der Gesellschaft hatte er es nicht verstanden, sich beliebt zu machen. In den Wiener Salons herrschte noch der feine Ton des anciens régimes, der Adel war führend und tonangebend in allen Fragen der Mode, des Geschmacks, der Politik und der Kunst, und diese Herrschaften waren auf Revolution und Republik herzlich schlecht zu sprechen. In ihren Kreisen verkehrten französische Emigranten, Mitglieder des Hochadels, deren Angehörige unter dem Messer der Guillotine verblutet waren und die ihren gesamten Besitz verloren hatten – in ihren Schlössern, die ihre Ahnen bereits unter den Karolingern erbaut hatten, räkelten sich jetzt die Nutznießer der Revolution, während sie, die rechtmäßigen Eigentümer, das demütigende Gnadenbrot ihrer Standesgenossen im Ausland essen mußten. Und sie mußten sich sogar hier am Wiener Hof von dem Vertreter dieser Republik beschimpfen lassen – war er nicht einer Soirée der Fürstin von Nassau ferngeblieben, weil sich unter den Gästen Vertreter des französischen Adels befanden?

Sie alle machten boshafte und bissige Witze über den Citoyen Bernadotte. „Kriegsbaron“ nannte ihn der ob seiner

scharfen Zunge gefürchtete Fürst Ligne, im Gegensatz zu dem „Friedensfürsten“ Godoy. Und so haben sie ihm alle den Flaggenkandal gegönnt. Aber daß die Diplomaten sich förmlich zu einem Komplott gegen das Leben des französischen Gesandten zusammengeschlossen hatten, entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage und war weiter nichts als eine bloße Vermutung Bernadottes, der noch völlig unter der Psychose des Abenteuers stand, das erst wenige Monate zuvor seinem Schwager Joseph in Rom zugestoßen war.

Möglich, daß französische Emigranten es waren, die zuerst an der öffentlichen Zurschaustellung der Revolutionsflagge in der Kaiserstadt Wien Anstoß nahmen, die Vorüberkommenen aufmerksam machten und auf diese Weise indirekt Anlaß zu der ganzen Kundgebung gaben. Eine Provokation von politischer Seite erscheint jedoch wenig glaubhaft, denn weder Österreich noch die am Wiener Hofe akkreditierten Gesandten hatten ein Interesse daran, schon jetzt einen neuen Krieg mit Frankreich heraufzubeschwören.

Wenn man schon Rache für die in Italien erlittenen Niederlagen nehmen wollte, hätte man gewiß so lange gewartet, bis Frankreich sich auf einem anderen Kriegsschauplatz festgefahren hatte. Denn daß das Direktorium bereits für die nächste Zeit ein größeres militärisches Unternehmen plante, war in Wien ebenso wie in den übrigen europäischen Hauptstädten längst ein offener Geheimnis der diplomatischen Kreise. Man wußte nur noch nicht bestimmt, ob Irland oder Ägypten das Ziel der in den französischen Kriegshäfen zusammengezogenen Truppen sein werde. Aus diesem Grunde mußte auch das Direktorium jede Störung des kaum wiederhergestellten guten Einvernehmens mit Österreich vermeiden. In Paris war man über den Wiener Zwischenfall und besonders über Bernadottes ungeschickte Haltung sehr verärgert. Trotzdem stellte man sich anfangs, als sei die Regierung aufs höchste entrüstet und wolle es zum Äußersten kommen lassen. Je ent-

gegenkommender und versöhnlicher sich Wien zeigte, desto herausfordernder gebärdete sich Paris. Einen Augenblick schien es, als ziehe das Direktorium einen abermaligen Krieg gegen Österreich einem ungewissen überseeischen Abenteuer vor. Jedenfalls ließ Bonaparte noch am 23. April Befehl ergehen, daß die bereits verladenen Truppen wieder ausgeschifft und nach Italien in Marsch gesetzt werden sollten.

Zwei Tage später wehte plötzlich ein anderer Wind. In der Zwischenzeit war es Bonaparte und Talleyrand gelungen, das Direktorium von der Notwendigkeit einer gütlichen Beilegung des Wiener Streitfalles zu überzeugen. Bonaparte hatte sich selbst angeboten, nach Rastatt zu gehen, um sich mit der österreichischen Regierung zu verständigen. Nun gab man in Paris nach; François de Neufchâteau wurde nach Selz am Rhein geschickt, wo er mit dem österreichischen Minister Graf Cobenzl zusammentraf. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, denn François bestand anfangs auch noch auf der Wiederanbringung der Fahne, was Cobenzl glatt ablehnte. Schließlich ließen die Franzosen diese Bedingung fallen, indem sie damit stillschweigend Bernadottes Handlungsweise mißbilligten, und begnügten sich mit den Entschuldigungen des Wiener Hofes.

Und Bernadotte selbst? Die Regierung gab ihm ihre Unzufriedenheit dadurch zu verstehen, daß sie ihn zunächst seines Postens als Gesandter enthob und ihm das Kommando über die Landsturmdivision in Straßburg anbot. Obwohl er selbst von Wien aus das Direktorium wiederholt um Abberufung aus dem diplomatischen Dienst und um Rückversetzung zur Armee ersucht hatte, sah er doch ein, daß diese „Beförderung“ einer Untauglichkeitserklärung gleichkam – er hatte sich blamiert, und nun wollte man ihn auf einen Posten abschieben, wo er keinen Schaden anrichten konnte.

In Paris hatte man damit gerechnet, daß Bernadotte diese Stellung ausschlagen werde. Gut, wir dachten nur, Sie wollten

wieder zur Truppe. Sie ziehen also den diplomatischen Dienst vor? Schön, wie wäre es da mit dem Gesandtschaftsposten im Haag? Doch Bernadotte hatte von Wien her genug. Er lehnte dankend ab.

Wenn sie ihn schon kaltstellen wollten, dann sollten sie ihm wenigstens gleich den Abschied geben. Dann konnte er in Ruhe abwarten, wie die Dinge sich gestalteten.

Bonaparte war weit weg – der schlug sich gerade mit Mamelucken und Türken herum.

Ein neuer Krieg mit Österreich war nach menschlichem Ermessen unvermeidlich, denn François de Neufchâteau war es nicht gelungen, sich mit Cobenzl über die strittigen Fragen hinsichtlich des Kirchenstaates und der Schweiz zu einigen. Die diplomatischen Beziehungen zum Wiener Hof waren abgebrochen.

Der Krieg konnte jeden Augenblick wieder beginnen. Dann brauchte die Regierung einen Obergeneral, der sich auf dem Kriegsschauplatz in Italien auskannte, denn dort würde die erste Offensive des Feindes einsetzen. Der Sieger von Italien, der Mann von Arcole und Mantua, von Leoben und Campo Formido, saß im Orient fest; der konnte von heute auf morgen nicht nach Europa zurückkehren, um das Kommando zu übernehmen. Und wenn er es versuchte, dann war immer noch zu hoffen, daß die Engländer den General Bonaparte unterwegs auf dem Mittelmeer abfangen würden.

Das Direktorium brauchte aber einen Mann, der den Krieg in Italien führte. Auf wen könnte da sonst die Wahl fallen als auf den General Bernadotte? Hatte man ihn nicht schon vor Jahresfrist zum Nachfolger Bonapartes bestimmt? Als der Obergeneral nach Rastatt abreiste, sollte er das Oberkommando in Italien übernehmen.

Daß es nicht dazu kam, war nicht seine Schuld. Was konnte er dafür, wenn die Herren in Paris ihn mit Gewalt zum Diplomaten machen wollten? Gehorsam ist des Christen Schmuck –

er mußte den Posten in Wien annehmen; von Mailand, wo er auf die Übernahme des Oberbefehls wartete (Berthier war sein Zeuge!), mußte er Hals über Kopf nach Wien reisen. Was dabei herauskam, hatten sie ja gesehen.

## SIEBENTES KAPITEL

### *Napoleons Verlobte wird Bernadottes Frau*

Wenn der Krieg erst im Gange war, dann würden sie ihn bestimmt nach Mailand schicken. Dann wird er, Bernadotte, der Held vom Rhein, Main, Tagliamento und Isonzo, dieselben Taten vollbringen wie vordem dieser häßliche Korse, den er nicht ausstehen konnte.

Da war sein Bruder Joseph doch ein ganz anderer Kerl! Harmlos, gutmütig, ein mittlerer Charakter, ohne militärischen Ehrgeiz. Im übrigen Kollege und Leidensgefährte des Gesandten a. D. Bernadotte: ihm war es in Rom ähnlich ergangen wie dem andern in Wien.

Mit diesem Joseph Bonaparte stand er sich schon immer sehr gut – in Passeriano und Mombello, wo er als Adjutant des Bruders tätig war, hatten sie sich angefreundet –, und mit ihm mußte er es jetzt erst recht halten. Joseph lebte als Privatmann – so nebenbei war er auch noch ein wenig als Parlamentarier tätig, die Korsen hatten ihm ihre Vertretung im Rat der Fünfhundert anvertraut – mit seiner jungen Frau Julie Clary in Paris. Am Parc Monceau, in der Rue du Rocher, bewohnte er ein prunkvolles Haus, das früher der Sängerin Grandi gehört hatte. Dieser Joseph war ein stiller Nutznießer des Ruhmes seines Bruders: im Schatten des ihm geistig weit überlegenen Siegers von Italien hatte er, der Älteste, aber auch der am schwächsten Begabte unter den acht Geschwistern, mühelos und rasch